

# Die Neue Welt

Nr. 48

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1899

## Die Brüder.

Erzählung von Hermann Born.

(Fortsetzung.)

Die Bilder der Heimath hatten in Max immer ein banges Gefühl verursacht und mitunter waren ihm darüber die Hände auf das Fenstergesims gefallen, und er hatte begonnen einige Ave-Maria und Vaterunser zu beten, wie ihm sein Bruder befohlen hatte; dieses Gemurmel hatte jedoch meist so etwas Einschläferndes gehabt, daß er bisweilen dabei einschlummert war. War er dann jäh aufgefahren, hatte er sich erschrocken Vorwürfe gemacht über seine Unfrömmigkeit. Das war nach und nach jedoch immer seltener geworden, und da nur in langen Zwischenräumen von Hause Nachrichten zu ihm drangen und das Versagen von Gebeten ihn niederdrückte, wie ihn auch wegen seiner nur zeitweisen Ausübung mit quälenden Zweifeln erfüllte, betete er gar nicht mehr, ja er ging fast nie in die Kirche. Denn er war so glücklich und zufrieden, daß er keines Trostes bedurfte, und weder Versuchungen nach schlechte Gewohnheiten machten ihm Schmerzen; er war von so einem wohligen Gesundheitsgefühl durchdrungen, daß er bisweilen, wenn er sich streckte, von Behaglichkeit auseinandergehen zu müssen glaubte.

Nach Hause ging er nie. Seine Mutter verlangte das des theueren Kei'egeldes wegen nicht, und er selbst trug weder nach ihr noch nach seinem Bruder Verlangen. Seinen monatlichen kleinen Wechsel erhielt er durch die Bank ausbezahlt, und nur ab und zu schickte ihm sein Bruder einmal einen Brief. Darin waren denn immer lange Auseinandersetzungen über bürgerliche und christliche Pflichten, über den Erorzismus, die Häresie und mehr solche Worte, wovon er gar nichts verstand, und was ihm ein geheimes Grauen bereitete.

Acht Tage lang nach Empfang eines solchen Schreibens hatte er gewöhnlich ein beklemmendes Gefühl, da er befürchtete, man erwarte von ihm eine Antwort. Doch sein Bruder, der nie eine Entgegnung oder einen Widerspruch von ihm gehört hatte, verlangte gar keine, und so gewöhnte er sich auch an die Briefe, und die schweren Jahre von früher standen nur noch wie ein böser dunkler Traum in seiner Erinnerung.

Da, nach vier Jahren, starb plötzlich der Mann seiner Hausfrau und diese mußte von München wegziehen zu einem ihrer verheiratheten Kinder, wo ihre Gegenwart nothwendig war.

Wieder stand seine Unbeholfenheit vor dem Zwange, sich eine neue Wohnung und einen Koststich suchen zu müssen. Die wackere Frau Niedermeyer war ihm, wie immer, so auch hier die freundliche Helferin. Bei einem jungen Paare, in der Nähe der Akademie mietete sie ihm ein Zimmer, wo er ungestört auch malen konnte, half ihm beim Umziehen und

ging ihm sonst noch mit praktischen Rathschlägen zur Hand.

„So,“ sagte sie, als sie ihm geholfen hatte, seine Kisten auszupacken und ihren Inhalt in Komode und Schrank zu vertheilen, „und 's Essen, das können Sie bei der Frau Urban in der Vorstadt draußen haben, die hab' ich gut gekannt, und ihr auch schon geschrieben, da gehn S' hin und sagen ein' schönen Gruß von mir, dann sind's gut aufg'hoben! . . . Und nun adieu, Max,“ fuhr sie nach einer Weile fort und gab ihm die abgearbeitete Hand, in die er befangen einschlug. . . . „Na ja, sehn 's, Max, da werden's Ihnen schon noch d'ran g'wöhnen, sind ja jung; muß ich mich doch auch d'ran g'wöhnen, daß mein Alter jetzt todt ist. Vielleicht krieg'ns auch bald 'n Schag!“

Sie lachte.

„Na, h'ilt Gott!“ Und dann war die dicke Gestalt draußen und ein Abschnitt seines Lebens vorüber.

Er begann die Wände mit Stizzen und allerhand Draperien und Tröbelschmuck zu benageln, bis der Abend kam, und damit die Zeit, in der er gewöhnlich zu essen pflegte. Traurigen Herzens verließ er seine Wohnung, um die Frau Urban aufzusuchen. Draußen lag eine feuchtwarne Luft auf den Gassen, die Lichter hatten einen grauen Nebelschein um sich, und es rieselte leise vom Himmel, der wie ein großes Platanth über die Stadt gebreitet lag.

Er war noch traurig; doch als er unter dem Bogen des Siegesthores hindurchschritt und einen Augenblick lauschend stehen blieb, vergaß er ganz seinen Schmerz über das leise Tröpfeln der Regentropfen, die von den kahlen Ästen der hohen Pappeln rannen, die hier am Wege stehen, und das Lärmen der Großstadt, das gedämpft durch den Nebel zu vernehmen war, bis der klopfende Hufschlag des Straßenbahnspferdes das Ohr gefangen nahm.

Wie dann von beiden Seiten die roth und grünen Lichter aus der Dämmerung auftauchten, und die hellerleuchteten Wagen, aus denen die Gesichter der Fahrenden mit ihren mannigfaltigen Hüten lebendig herausfahen, klingen auf den Schienen an ihm vorüberfahren, wie das wohlgeborgene, sicher seinem Ziele zustrebende Leben, da erfaßte ihn ein wohlthunendes, anregendes Gefühl, und kräftig schritt er durch den quietstenden Roth, seine neuen Kostleute kennen zu lernen.

Von der Chaussee schwenkte er ab in die Straßen der Vorstadt, vor ihm rumpelte ein Milchkarren über das Pflaster, daß der Kutscher wadelte, und durch erleuchtete Fenster konnte er ab und zu einen Blick in eine Stube werfen, wo der Mann noch von des Tages Arbeit müde am Tische saß, während das

Weib die dampfende Schüssel auftrug, hinter der ein Schwarm Kinder dreinzog.

Nachdem er in einem dimstigen Krämerladen, hinter dessen trüben Scheiben einige Spagatbündel über kunstvoll aufgestapelten Seifenstücken, Zucker- und Rosinentischen baumelten, nach der Kostgeberei gefragt hatte, stand er endlich vor dem niederen Hause, in dessen erstem Stock, der hell erleuchtet war, die Frau Urban wohnte.

III.

Als er die hölzerne Treppe hinauf ging, die schmal und weiß geschneuert war, sah er einen Geistlichen herabkommen, und es faßte ihn plötzlich ein tödtlicher Schreck, da er seinen Bruder zu sehen vermeinte.

Wie er näher hinsah, hatte er sich getäuscht. Er ließ den Priester an sich vorübergehen und trat dann durch eine weiß gestrichene Thür, auf der in schwarzen, gemalten Buchstaben „Speisesaal“ stand, in ein großes, langes Zimmer, das durch zwei große Hängelampen erleuchtet wurde, die ihren Schein auf mit glänzenden Linnen bedeckte Tische warfen, und die Plakate, die die Wände schmückten, dunkel von der helleren Tapete abhoben.

Einige Gäste verzehrten schweigend ihr Mahl, und als er eintrat, kam ein Mädchen auf ihn zu und fragte nach seinem Begehre.

Sie trug ein weißes Lakschürzchen über dem dunklen Wollkleide, das die weichen, vollen Formen der mittelgroßen Gestalt anmuthig hervorhob, und hatte schwarze, glänzende Haare, die in Löckchen auf die Stirn fielen, unter deren matten Glanze die braunen Augen lieblich blickten, mit denen der fest geschlossene Mund fast im Widerspruch stand.

Max murmelte erst verlegen etwas vor sich hin, mit dem er auf einmal Alles sagen wollte, weshalb er hier war, dann faßte er sich und sagte: „Ich möchte die Frau Urban sprechen.“

„Tante,“ rief das Mädchen in den Nebenraum hinein, in dem es knisterte und schmort, „ein Herr wünscht Dich zu sprechen!“

„Gleich, gleich!“ schallte es zurück.

Nach einer Weile kam eine ältere Frau mit rothem Gesicht und weißer Küchenschürze, an der sie sich die Hände abwischte, herein. „Was wollen's denn,“ fragte sie, und stellte sich breit vor Max hin.

„Ich komme von der Frau Niedermeyer,“ erwiderte der.

„Niedermeyer? Niedermeyer giebt's viel in München.“

„Von Bogenhausen!“

„Jesses, Jesses,“ rief die Frau, „und so was vergaß ich! Freilich, freilich, sie hat mir ja Alles

geschrieben. Ja, wie geht ihr's denn? Ich hab' sie so lang nimmer g'seh'n."

Sie reichte Max die Hand.

"Das ist der junge Herr, der bei der Frau Niedermeyer gewohnt hat, Marie, weißt, wo der Mann kurz verstorben ist."

"Was," sagte das Mädchen, "der Herr Niedermeyer ist gestorben? O je, der arme Mann!"

Max meinte noch nie eine Stimme, die den Dialekt so lieb und weich sprach, gehört zu haben.

"Na, freilich, dumms' Mädels," erwiderte Frau Noben, "s hat ja in der Zeitung gestanden!"

"Ach, der arme, arme Mann!" wiederholte das Mädchen.

"Gott verdammt' mich!" schrie einer der Gäste mit forcirtem norddeutschem Dialekt, "macht Ihr ein Wesens, Marie. Der Mann ist todt, da ist weiter nichts zu machen. Fertig!"

"Ach Ihr," sagte das Mädchen unwillig, "seid ruhig!"

"Na ja," unterbrach sie der Mann, "det is ne olle Jacke. Dem ist nun wohl, det Beste, wenn Eins todt ist!"

"Ja, freilich," meinte das Mädchen, ein wenig melancholisch mit dem Kopfe nickend.

Dem Allen hörte Max aufmerksam zu. Er war mit dem Mädchen entriistet gewesen und war mit ihr wieder in das stille philosophische Fahrwasser der Erkenntniß eingelaufen, daß mit dem Tode das irdische Jammerleben beendet, und schreckte schier auf, als er sich nun angerebet fühlte.

"Num hab'n S' aber Hunger!"

"Freilich, freilich," sagte die Frau statt seiner, "gleich geh' ich in die Kuchel. Aber nachher bleib'n S' noch a bissel und verzähl'n mir von dem Seligen. Hab' ihn ja so gut gekannt!"

Bald darauf brachte ihm das Mädchen das Essen.

"So," sagte sie dabei, "jetzt lassen's Ihnen aber gut schmecken!" Sie setzte sich ihm gegenüber und sah ihm aufmerksam zu, wie er wacker in die aufgetragenen Speisen einhieb.

"Sie," sagte sie dann, "wie lang hab'n's denn eigentlich bei der Frau Niedermeyer gewohnt?"

"Vier Jahre."

"Ja, hab'n's mich denn da nie gesehen? Ich bin ja ein paar Mal in der Zeit draußen gewesen! . . . O je, da waren Sie am End' gar der Schüchternen, der nie keine Weibsteut sehen wollt'?"

Sie lachte herzlich auf.

Ihm dämmerte etwas, wie er ein paar Mal hastig davongelaufen war, als er weiblichen Besuch bei seiner Hausfrau gesehen hatte.

"Sind Sie so ein Schüchternen?"

Er lachte verlegen und ward roth.

"Am End', wer weiß," sagte sie wieder und lachte — es stand diesem stillernsten Gesicht prächtig, und die Zähne hatten in dem Lampenschein hinter den dunkelrothen Lippen einen milchigen Schimmer — "wer weiß, stille Wasser gründen tief."

"Marie, zum Donnerwetter, Sie hören wohl garnicht mehr!" rief der Sprecher von vorhin dazwischen, daß sie bestig auffahren mußte. "Zahlen!"

"Jawohl," sagte der Mann dann, als er seine maßige Figur, die in einen überfeinen, eleganten Leberzieher gezwängt war, durch die Thür schob, und drehte sich nach dem Mädchen um, "jawohl," wiederholte er und hob dabei den dicken Zeigefinger, an dem ein Gold und Steinen glänzte. "Marie, Sie sind ein kleines . . ." Er vollendete den Satz nicht und ging endlich häßlich lächelnd davon.

"Das ist ein Giftmüdel," sagte sie, als er draußen war, "und Der will mich heirathen."

Max erschrak heftig, er wußte nicht warum.

"Ach," sagte sie, "Sie wissen garnicht, was Insefereins anzustehen hat! Grad', als ob man nur zum Abputzen da wär! Der ist von Augsburg," fuhr sie fort, "und hat dort ein großes Restaurant. Er ist oft herüber, und da spielt er immer den Berliner. Und wenn er sieht, daß ich mit jungen Leuten fidel bin, dann ist er immer so."

"Der ist doch schon ganz alt," wagte Max schüchtern dreinzureden.

"Ach freilich," sagte sie, "fast vierzig."

Da ward Max ganz beruhigt.

Gleich darauf kam die Tante. "Soderle," sagte sie und setzte einen großen Krug schäumenden Bieres auf den Tisch, "nun wollen wir uns ein Bissel erzählen."

Sie ruhte nicht eher, bis Max, der sonst nicht rauchte, sich eine der Zigarren angesteckt hatte, von denen sie versicherte, daß sie nur für die ganz feine Kundschaft seien, und an dem Faden der gemeinsam bekannten Familie Niedermeyer lief dann das lustige Mädchen der Unterhaltung heiter dahin, bis man mit Schrecken bemerkte, daß es schon elf Uhr durch war.

"Kreuztürken," fluchte die Tante lachend, "geschwind in's Bett, morgen früh ist die Nacht rum. Marie, sperr' dem Herrn Breitenbach die Thür auf."

Das Mädchen half dem jungen Menschen, der sich verlegen sträubte, in den Leberzieher, nahm das Lämpchen, das im Flur stand und ging die weißen Treppen voran in den Hausflur.

Als sie die Hausthür aufgesperrt hatte, gab sie ihm herzlich die Hand und sah ihm dabei bittend in die Augen.

"Gelt Sie," sagte sie, "Sie kommen fein wieder!"

Er wußte nicht, was ihn so selig machte, als er die Straßen entlang ging und vor sich hin murmelte: "Gelt Sie, Sie kommen fein wieder!"

Bevor er nach Hause ging, lief er erst noch ein ganzes Stück durch den Englischen Garten. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und lauschte an einem Busche, und wenn es dann so seltsam leise rauschte, dann lief ihm ein schauerndes Gefühl der Wonne durch den Leib, und er machte lustige Sprünge und ticherte in sich hinein. Dabei war es ihm stets, als vernähme er deutlich eine weiche Stimme: "Gelt Sie, Sie kommen fein wieder!" So voll war er von diesem beglückenden Gefühl, daß er nicht einmal in ein größeres Staunen gerieth, als er, nach Hause kommend, ein Paket auf seinem Tische liegen fand, das von seines Bruders Hand mit einer Adresse versehen war.

Als er es aufmachte, enthielt es ein Kreuzhir. Es interessirte ihn garnicht. Halb verhüllt, stellte er es in einen Winkel, und beim Scheine einer Kerze las er das Schreiben, das der Sendung beigelegt war.

Sein Bruder hatte die Priesterweihe empfangen; Jubel herrschte in dem Hause, dem ein Gottgeweihter entsprossen war, selbst die Mutter hatte ihren Namen unter eine Erklärung geschrieben, daß sie nie gesehnte Wonne gefühlt habe, als ihr Sohn ihr seine Hände segnend auf's Haupt gelegt.

Das schlug wie Töne einer fremden Welt aus den Zeilen zu ihm auf, und er legte, einen Augenblick sinnend, den Brief in die Schublade seines Tisches und schlief dann gähmend ein. —

Zweimal des Tages war er von jetzt an bei Frau Urban. Des Mittags und des Abends nahm er seine Mahlzeiten dort zu sich, und an schönen Sonntagen ging er mit den Weiden spazieren, als gehöre sich das von selbst; so rasch hatte er sich an die beiden Frauen angeschlossen. Des Sonntags war es am schönsten, da machten sie meist einen Ausflug. Die alte Tante mit ihrer schwarzseidenen Mantille, auf der die Glasperlen glänzten, dem schwarzen Häubchenhut, aus dem eine rothe, zerzauste Blume nickte, und dem mächtigen Adidule, der den Proviant barg, zog mit einer Freundin voraus, und hinterdrein marschirten die beiden jungen Leute.

Da ging es denn nach Nymphenburg, in den Hirschgarten, in den Englischen Garten zum Anmeister, nach Holzappelsgeret und am Ende gar an den Starnbergersee. Manchmal kam man dabei auch an irgend ein Tanzlokal, wo das Mädchen Bekannte aus der Tanzstube traf, mit denen ein Tänzchen gemacht werden mußte. Dabei stand denn Max, der nicht tanzen konnte, ganz traurig, und sah zu, wie ein Anderer sie in den Arm nahm, und es schnürte ihm die Kehle zu. Wenn sie dann zurückkam und ihn so traurig sah, dann pflegte sie wohl zu sagen: "Ach, das war ein langweiliger Kerl, wissen's was? Herr Breitenbach, die Tant', die plauscht doch noch eine Weile, wie gehen ein Bissel 'naus!" Dadurch ward er wieder heiterer gestimmt, und Arm in Arm schritten sie im Dunkeln auf und ab und erzählten einander. Ramen sie dann plötzlich an eine Stelle

des Waldes, wo der glühende Mondschein das Buschwerk der Bäume scharf unruhig, oder lag gar der See schier endlos ausgebreitet leise rauschend vor ihren Füßen, dann wurden sie plötzlich Beide still, und die flüsternden Stimmen der Natur fanden ein empfindsames Echo in ihrer jungen Brust, und schweigend, schier andächtig, lehrten sie mit glänzenden Augen wieder in den Tanzsaal zurück.

Doch es war auch an den Wochentagen schön. Des Mittags blieb er gewöhnlich ein wenig länger da, bis die anderen Gäste gegangen waren, und auch des Abends war er meist der Letzte.

Er half ihr Geld zählen oder guckte ihr zu, wenn sie ihre Weste reinigte, und gab sich dem Genuß hin, den ihm die Beobachtung des stillen, liebevollen Ernstes gab, mit dem sie Alles that.

Und wenn sie dann seinen beobachtenden Blick fühlte und mit einem sanften Lächeln die großen Augen innig zu ihm aufschlag, erfaßte ihn ein unendliches Gefühl der Zärtlichkeit, von dem er kaum wußte, wie er es an sich halten sollte.

Die Freuden und Leiden ihres stillen, abwechslungslosen Lebens lebte er alle mit. "Ach," erzählte sie da wohl, "die Tante, die ist halt manchmal so gar wüß und garstig. Freilich," beglückte sie sich dann selbst gleich wieder schnell, "wenn sie auch einmal wegen der größten Kleinigkeit schimpft, sie hat auch ihre guten Seiten. Und überall giebt's was auszusetzen, und jedes Ding hat seine zwei Seiten. Aber wenn sie nur nicht alleweil mit dem Restaurateur käme . . ."

Da horchte Max noch schärfer auf. "Was ist's damit?"

"Sie hat ja eigentlich Recht, freilich, ein Glüd ist ja so was für ein arm's Mädels, er hat ihr nämlich schon gesagt, ich thät ihm ganz in sein Hotel 'neinpaffen, und 's wär schon nett, auf einmal die gnädige Madam spielen zu können, wo man sein Lebtag nur 'rumgeschuppt worden ist. Aber, du lieber Gott, wenn man halt . . ."

"Was?" fragte er athemlos dazwischen.

"O, mein, wenn man halt Einen nicht leiden mag, das ist so 'ne Sache."

"Ja, ja," sagte er dann gepreßt, wie von einer Last befreit.

Zu gern hätte er sie einmal gemalt, denn er hatte sie schon oft zu Hause skizzirt, ohne daß es etwas geworden wäre; und eines Abends faßte er sich ein Herz, sie zu fragen, ob sie ihm sitzen wolle.

Sie merkte ihm gleich an, daß er etwas von ihr haben wolle, denn er konnte nichts verbergen.

"Ja," sagte sie, "was möchten's denn heut'?"

Er druckte herum.

"Ach, Fräulein Marie, lassen Sie sich doch malen!"

"Aber, Herr Breitenbach, hören S' einmal, ich und ein Modell, das möcht' ich mir doch schönsten verbitten."

Er wurde ganz kleinlaut, wie sie ihn so zurechtwies; dachte aber den ganzen Abend noch über seinen Wunsch nach, und beim Fortgehen, ehe sie ihn die Hausthür aufmachte, da bat er nochmals.

Er erklärte, wie er das Bild nur für sich haben wollte, wie viele und vornehme Leute sich malen ließen, und noch obendrein dafür Geld zahlten, daß sie am Ende doch neugierig wurde und ihm schließlich in's Ohr flüsterte: "Al'o, da ich will!"

Dann öffnete sie rasch die Hausthür, daß der Wind, der wehend durch die Nacht fuhr, das Licht verlöschte.

Er war in einen seltsamen Ueberzeugungseifer gerathen durch sein Sprechen von vorhin und tastete mit der Hand nach ihr, bis er sie hell auslachen hörte. Da griff er rasch mit beiden Händen zu, und als er ihren Kopf fühlte, beugte er sich zu ihr hinüber und küßte sie rasch auf den Mund.

Im selben Augenblicke rief es von oben zweimal scharf: "Marie, Marie!"

"Sie!" sagte sie athemlos, fast drohend, aber dann brücte sie rasch seine Hand. "Gute Nacht!" und drängte ihn zur Thür hinaus.

"Ich komme gleich!" rief sie hinauf. Der Wind raste ihm auf tiefdunkeln Fittichen der Nacht entgegen, als er durch die Straßen eilte,

und der weiche Sommerdunst, der in mächtigen Stößen heulend durch die Pappeln der Straße jagte, vermochte seine heißen Lippen, auf denen noch ihr Mund brannte, nicht zu kühlen.

Wie wollte er sie malen?

Er bog in den Englischen Garten ein, und als er durch die umgrenzenden Anlagen bis zu den weiten Rasenflächen vorgebrungen war, da wehte ihn der Wind fast um. Der Himmel war mit geballten und zerlegten, wild treibenden Wolken bedeckt, die die schwache Sichel des Mondes mit rostbraunem Saume bekränzten, und wenn einen Augenblick das Mondlicht auf die Erde dringen konnte, da sah man das zerwaschene, schwarze Erdrich, aus dem grüne Halme ragten, und aus den Pfügen des Weges peitschte der Wind die schimmernden Wassertropfen.

Ihn überkam bei dieser weichen, befruchtenden Kraft des Sommerwindes, die aus dem Dunkel der Nacht heramrauste, ein Lustgefühl, daß er die Hände weit ausstreckte und in die Nacht hinein schrie und jauchzte. Dann schritt er durch das Erdrich, das sich in Ballen an seine Füße heftete, weiter, bis er vor dem Monopteron stand, das gespensterhaft weiß mit seiner durchsichtigen Säulenreihe vor ihm stand. Da sah er Marie, wie er sie malen wollte.

Er blieb stehen.

Mitten in der Sonne sah sie. Die glänzte auf ihren schwarzen Haaren, spiegelte sich in den Augen und schoß Strahlen aus den funkelnden Zähnen, die hinter den purpurnen Lippen leuchteten. Und die Farbe ihrer Wangen, durch die das Blut leuchtete wie edler Wein aus einer farbigen Karaffe, sah er so deutlich, wie die rothe Rose, die in ihrem Haare steckte.

Eine heilige Begeisterung erfaßte ihn, das mußte etwas Großes, etwas Schönes werden. So hatte er noch nie gefühlt.

Lange lief er noch in der Nacht umher, bis er die Schritte heimwärts lenkte.

Am folgenden Tage dachte er lange nach, was er ihr wohl für ein Kostüm geben könnte, und eilte dann zu einem Maskenverleihgeschäft, wo er nach langer Wahl ein schwarzes, ausgeschnittenes Seidenkleid, eine Art Phantasiekostüm für passend fand; und nachdem er noch ein paar Rosen gekauft, machte er sich des Nachmittags auf den Weg zu ihr.

Es war heute Feiertag, die Sonne strahlte glänzend vom Himmel, und da an solchen Tagen die Gäste rasch vom Tische aufzustehen pflegten, und die Tante einen Besuch machte, fand er Marie allein; sie empfing ihn mit einem zärtlichen Lächeln. Er erklärte ihr, während er hastig aß, alles Nöthige und zeigte ihr das Kleid.

„Ach, ist das schön,“ machte sie und fuhr mit der Hand bewundernd über den glatten Stoff. Dann eilte sie in das Nebenzimmer, sich umzuziehen, während er seine Staffelei aufstellte, die Palette reinigte und mit frischen Farben versah, um, nachdem dies alles geschehen war, hastig im Zimmer auf und ab zu laufen.

Endlich rief sie „herein!“ Er stürzte durch die Thür, daß er schier über seine Staffelei gefallen wäre, die er gleich mitgenommen hatte, und erst nachdem er die sein säuberlich hingestellt, konnte er Marie betrachten.

Sie saß am Fenster, mitten in der Sonne, wie er sich's vorgestellt hatte, und die hellen Strahlen spielten mit ihrem schwarzen Kleide und den Haaren, und sie lachte ihm entgegen.

Aber es war doch ganz anders, wie er es gestern gesehen hatte, und er schritt schier enttäuscht auf sie zu.

Ihr Kleid aber war weit ausgeschnitten, und wie er so dicht vor ihr stand, sah er es in jugendlicher Fülle ihm entgegenquellen, daß ihn jählings ein heißer, fiebriger, nie gekannter Schauer überlief, der durch den ganzen Körper riefelte, bis er am Herzen still stand. Von da schien er auch auf sie überzugehen, denn sie ließ den Kopf, den sie ihm erst lachend entgegen gewandt hatte, mitten in der Bewegung stehen, sie sah ihn mit seltsam schwimmenden Augen an, und eine rothe Welle tauchte das ganze Gesicht in Purpur.

Er wagte eine Weile schier nicht zu athmen, dann fuhr er sich über die Stirn, und nun sah er

sie so vor sich sitzen in ihrer jungfräulichen Scham, und er erblickte sie mit kindlichen Künstlerangen, und es kam ihm, das war ja alles Luft und Gestern, was du gesehen hast, so, so mußt du sie malen!

„Bleiben Sie!“ rief er, „ach, bleiben Sie!“ Und die fieberhafte Erregung von vorhin überkam ihn, daß er ohne irgendwelche Vorbereitungen direkt breit mit dem Pinsel zu malen begann, und kaum daß er aufschaute, brachte er sie auf die Leinwand.

Das Mädchen sah ihm eine ganze Weile still, dann mochten ihr jedoch zweifelnde Gedanken gekommen sein, denn sie stand plötzlich auf und rief: „Das darf nicht sein, das darf nicht sein!“

Er hatte jedoch kaum ein Ohr für sie. „Nicht,“ sagte er, „nicht stören, es wird gut!“

„Sie sollen mich so nicht malen!“

In seine Arbeit vertieft, gab er keine Antwort und schüttelte nur abweisend mit dem Kopfe.

Da ging sie gekränkt fort, er jedoch malte in einem Stück weiter, Alles aus sich selbst heraus, daß er nichts sah und hörte.

Als er das Bild des Mädchens beendet hatte, malte er sich in einer jähen Lanne davor. Flüchtig die Figur, deutlich das Gesicht, in das er, ohne daß er es wußte, all' Das hineinlegte, was er vorhin bei ihrem Anblick einen Augenblick wie einen süßen Zwang gefühlt hatte.

Er war so eifrig beim Werke gewesen, daß er weder bemerkt hatte, wie Marie nochmals den Kopf zur Thüre hineingesteckt hatte, noch daß sich die Nebenstube mit lärmenden Gästen gefüllt hatte; erst die Dämmerung ließ ihn aufhören.

Als er sich von dem Stuhle erhob, sah er den dicken Restaurateur hinter sich stehen.

„Alle Wetter, junger Mann,“ sagte der, „det seht ja wie auf Zummirädern!“

Mar erschrak.

„Ach,“ sagte er, „das ist noch nicht fertig!“

„Aber das macht doch nichts. Erlauben Sie 'mal!“ Damit hatte er Mar schon weggedrängt.

„Hü, hü,“ lachte er, „det is ja die Marie! Sehr nett gemacht, junger Mann, alle Achtung — die Arme, und hü, hü, sehr nett! . . . Da darf die Tante aber wohl nichts von wissen? — Hat Ihnen wohl ganz alleine jefessen?“

„Das darf Jeder sehen,“ sagte er, und sah den Mann erstaunt an.

Da kam Marie gerade zur Thüre herein.

„Hü, hü!“ machte der Augsbürger, „da geh' Sie 'mal her, schönes Mariechen, und begucke Sie sich!“

„Und so haben Sie mich gemalt?“ sagte sie, und sah ihn entsetzt an.

„Freilich,“ sagte er geheimnißvoll, schier lustig, „das ist gut und schön.“

„Aber das duh' ich nicht,“ sagte sie, und zum ersten Mal sah er sie ärgerlich und mit dem Fuße stampfen.

Als er auffah — er hatte seine Skizze betrachtet — war sie schon dem Augsbürger, der hüthend gegangen war, gefolgt. Er war im Grunde noch zu sehr mit der eben verlassenen Arbeit, die ihn ganz gefangen gehalten hatte, beschäftigt, als daß ihm ihr Benehmen, das ihn sonst bestürzt gemacht hätte, auffällig gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Entwicklung der neueren Pädagogik.

Von Friedrich Müller.

(Schluß.)

Der größte Pädagogiker aus der zuletzt ange-deuteten Gruppe, und vielleicht der wissenschaftlich selbstständigste und vollkommenste von allen überhaupt, der erfolgreichste Schöpfer einer pädagogischen Schule und zwar einer auf's Höchste systematisch durchgearbeiteten, und zugleich ein Vereinigungspunkt der Fäden, die von allen pädagogischen Richtungen des vorigen Jahrhunderts, besonders von Pestalozzi her weiter liefen, ist Johann Friedrich Herbart (1776—1841). Seine Lehre rein und in blünder Kürze darzustellen ist aus mehreren Gründen nahezu unmöglich. Erstens

ist Manches bei ihm dunkel, nur erst angedeutet, zum weiteren Ausbau herausfordernd und vielleicht doch im Lauf seiner eigenen Entwicklung etwas mehr verändert, als es zunächst scheint. Dann aber ist seine Lehre durch seinen wichtigsten Schüler, Luiscon Ziller (1817—1882), so speziell weitergebildet, zum Theil modifizirt worden und hat sich in mannigfaltigen, theils freieren, theils strengeren Zweigen seiner Schule, deren Ueberblickung fast gleichbedeutend wäre mit einer Geschichte der Pädagogik des letzten halben Jahrhunderts oder fast mit einer Geographie der heutigen Pädagogik, so mannigfach gestaltet, daß man sich immer wieder durch überlagerte Schichten zu tiefer liegenden durcharbeiten muß. Folgendes sei ein Versuch zur Markirung von Herbart's eigener Pädagogik.

Er begann als Praktiker und Theoretiker zu wirken in einer Zeit, da aus dem Gewirre der verschiedenen großentheils einseitigen und primitiven Richtungen der Pädagogik heraus ein zusammenfassendes Ideal sich immer deutlicher emporarbeitete: die „harmonische Ausbildung aller unserer Kräfte“ (Pestalozzi); die „Erfassung des ganzen Menschlichen bei dem Unterricht“, „der ganze Mensch Gegenstand der Erziehung“, die „Kultur der Einbildungskraft“ unentbehrlich, doch „nur unter der Bedingung des Gleichgewichts der übrigen geistigen Kräfte“ (Niemeyer); die harmonische Allseitigkeit (Schwarz); „in dem Individuum alle Anlagen gleichförmig zu entwickeln, alle Fähigkeiten zur höchstmöglichen Vollkommenheit auszubilden“ (Fichte). Auch Herbart will in seinen Erörterungen über den Zweck der Erziehung überhaupt den Sinn des gewöhnlichen Ausdrucks „harmonische Ausbildung aller Kräfte“ treffen („Allgemeine Pädagogik“ 1806, 1. B., 2. K.) und berichtigt diese Forderung nur in einer sie nicht aufhebenden Weise (in den „Aphorismen“). Die begriffliche Form nun, in der gerade er sich diese Forderung zu eigen macht, ist die der „Vielseitigkeit des Interesse“ als Erziehungszweck. Allerdings nur insofern es sich um ein früheres Lebensalter, um die allgemeineren Bildungszwecke handelt; darüber hinaus müßte ein gegentheiliges Prinzip gelten, das Herbart kaum noch angedeutet hat, und dessen Durchführung nur eine Frage des Weiterbauens der Pädagogik über jenes Niveau hinaus sein wird. Nun tritt aber, man weiß zunächst nicht recht, ob neben oder über jenen Erziehungszweck oder an seine Stelle, die Bildung eines sittlichen Charakters, kurz: „Moralität“; und zwar mit so dünnen Beziehungen zur Religion, daß darüber bei Herbart („Allgemeine Pädagogik“, 2. B., 5. K. und „Bemerkungen“ von 1814) kein Zweifel sein kann, und daß die religiös-sittliche Tendenz der jesuiten Herbartianer und ihre Bibellehre streng zu unterscheiden sind von dem ursprünglichen Wesen der Herbart'schen Pädagogik. Schwerer ist zu bestimmen, wie innerhalb dieser die Pflege einer besonderen seelischen Betätigung, d'e Willensbildung, von der dann die Charakterbildung eine Besonderheit ist, zum letzten Ziel dieser Pädagogik geworden ist, also daß diese sich von ihrem „harmonischen“ Ausgang ganz wesentlich entfernt hat. Dagegen ist hinwider Eines ganz klar: die derartig enge Verbindung von Erziehung und Unterricht (mit dem Schlagwort von „erziehenden Unterricht“), daß das Eine ohne das Andere garnicht gedacht wird — jedenfalls ein Hauptverdienst der Herbart'schen Pädagogik und sozusagen ein endlich und glänzend errungener Triumph in der Entwicklung der neueren Pädagogik. Und dazu gehört, daß der Herbartianismus im Gegensatz zu anderweitigen, z. B. gefühlsmäßigen, insbesondere erbaulichen Mitteln der sittlichen Erziehung (sogar auch in einigem Gegensatz zu jener mittlerweile hineingerathenen religiösen Tendenz) die Nahrung des Verstandes durch den Unterricht, die „Bildung des Gedankentreibes“, als sein eigentliches Erziehungsmittel betrachtet und behandelt, womit er zugleich auch die Willensbildung zum einen Theil ganz richtig vorbereitet.

Im systematischen Denken müssen natürlich Unterricht und Erziehung auseinandergehalten werden. Herbart nennt diese genauer Zucht; sie ist also das, was dem Charakter, ohne ihn allein bilden zu können, seine sittliche Festigkeit giebt. Neben ihr steht

noch drittens die bloße Bewahrung der, noch nicht der Zucht zu unterwerfenden Kinder, unter dem Namen Regierung.

Die Unterrichtslehre ist von Herbart und dann von seinen Weiterbildnern in einer Weise durchgearbeitet worden, daß sie nunmehr gleichsam als die Wissenschaft einer ganz eigenen Virtuosität da steht. Vor Allem ist in ihr — und durch sie zugleich für die Zucht — das erreicht, was alles bisherige Ringen der neueren Pädagogik immer wieder verfehlt hatte: die Erweckung des direkten Interesses beim Zögling für Das, was er sich aneignen soll, im Gegensatz zu all' den theils jesuitischen, theils sonstigen Umwegen, durch die er für eine Sache indirekt gewonnen werden könnte; ein dem vorerwähnten analoger Triumph der Pädagogik. Ferner aber hat Herbart das „vielseitige Interesse“ und das „Interesse“ überhaupt auf seine, vielleicht zu feine und doch wohl nicht als die einzige Weisheit zu betrachtende Art in's Einzelne auseinandergelegt. Als die hauptsächlichste Forderung heben wir dabei Folgendes heraus. Vielseitiges Interesse verlangt, daß man sich in eine Sache zunächst vertieft, dann sich über sie besinnt. Die Vertiefung verlangt hinwider zuerst „Klarheit“, sodann reiche Beibringung von Dem, was hier eben an Zugehörigem beizubringen ist („Assoziation“); die Besinnung verlangt zuerst ein Ordnen dieser Fülle („System“), dann ein weiteres Fortschreiten von da aus („Methode“ in einem ganz speziellen Sinn). Aus diesen vier Schritten haben nun Ziller und die Seinigen gewisse Stufen gemacht, über die sich der Unterricht in jeder seiner einzelnen Partien, der sogenannten „Lehrheiten“, zu bewegen habe. Dieser Formalstufen werden meistens fünf gerechnet: Die „Vorbereitung“, d. i. das Bereitstellen der schon vorhandenen, d. h. das Neue stützenden Vorstellungen; die „Darbietung“, d. i. eben das Heranbringen der neuen Vorstellungen, sonst auch „Anschauung“ genannt; die „Verknüpfung“, d. i. das vergleichende Zusammenstellen der bekannten Fälle; die „Zusammenfassung“, d. i. das Herausarbeiten des Wesentlichen und allgemeinen Gültigen; die „Anwendung“, d. i. das Einüben, das Verwandeln des Wissens in ein solches Können, dessen Kraft jederzeit zu Gebote steht (so speziell nach W. Meier, dem praktisch jetzt wohl hervorragendsten Herbartianer, dem Direktor des einzigen eigentlichen pädagogischen Universitätsseminars in Deutschland, des zu Jena). In diesem Schema bewegt sich heute jeder sozusagen orthodoxe „Herbart-Ziller'sche“ Unterricht, der Volksschule wie der höheren Schule; ja es erscheint diese neue Systematisierung einer „sokratischen“ Methode manchmal zu einer so künstlichen Durchknetung des Lehrstoffes und des Geistes der Schüler ausgebildet, daß oft eher sozusagen von einer „aristippischen“ Methode zu sprechen wäre. Grundsätzlich wird man aber auch diese Erziehung als einen Triumph der neueren Pädagogik bezeichnen können, unbeschadet der Wahrscheinlichkeit, daß die weitere Entwicklung hier noch sehr viel umwandeln wird.

Zu unterscheiden von den „Formalstufen“ sind die „Kulturstufen“. Nach Ziller, nicht schon nach Herbart, soll der Unterricht im Individuum die Hauptepochen der Geschichte wiederholen und aus der aufsteigenden Reihe historischer Hauptstufen eine entsprechende Reihe von Entwicklungsstufen im Innern des Zöglings machen; ein auch sonst beliebter und neuerdings auf das sogenannte „biogenetische Grundgesetz“ von der abgekürzten Wiederholung der „Stammesgeschichte“ d. i. der Entwicklung des Tierreichs in der Geschichte des Embryos sich stützender Vorschlag, dem freilich trotz des Glanzes dieser „Naturwissenschaftlichkeit“ so gut wie Alles zur Rechtfertigung fehlt. Das schlicht nicht aus, daß die „Zillerianer“ mit einer solchen historischen Anordnung ihres Lehrstoffes ganz hübsche Erfolge erzielen mögen; dem Alten Testament ließ sich dadurch noch eigens eine recht künstlich-systematische Stelle im Unterricht geben.

Als die stärkste Einseitigkeit der Pädagogik Herbart's und seiner Nachfolger darf man wohl die Verengerung jenes früheren Harmonie-Ideals zu einem Ueberordnen der Willensbildung über die sonstigen

Aufgaben der Pädagogik bezeichnen und als die beklagenswertheste Folge aus dieser Einseitigkeit das verhältnismäßige Vernachlässigen der Phantasie- und Geschmacksbildung, das nun allen mieren Schulen auf lange hinaus wie ein Fluch anzuhängen scheint. Eine andere Einseitigkeit Herbart's, seinen Mangel an genügendem historischen Sinn, haben seine meisten Nachfolger, wenigstens für das Gebiet der Neuzeit, gut gemacht, dessen Grundzüge durch ihr Wirken hindurch immer wieder erkennbar sind.

Aus der Fülle dessen, was diese ganze Richtung, einschließlich ihrer freieren Vertreter, in mehr als einem Menschenalter geleistet hat, sei zunächst hervorgehoben die werthvolle „Didaktik als Bildungslehre“, also ungefähr eine Theorie der Unterrichtskunst, von Otto Willmann, dem wissenschaftlich wohl hervorragendsten Herbartianer, der aber, zum Unterschied von seinen meist protestantischen Richtungsgenossen, auf streng römisch-katholischem Standpunkt steht. Wenn wir noch Th. Waiz (1821—1864) nennen, dessen „Allgemeine Pädagogik“ insbesondere durch ihre beachtenswerthe Erörterung der Grundfragen ein zum Einarbeiten in's pädagogische Gebiet empfehlenswerthes Buch ist, etwa neben H. Kern's gedrängtem „Grundriß der Pädagogik“, so können wir von den weiteren und engeren Kreisen der Herbart'schen Pädagogik Abschied nehmen, mit der Erinnerung an eine der ausgesprochensten „Schulen“ oder „Parteien“, die alles Gute und Böse, das sich von einer solchen Seite her leisten läßt, ihren Mitmenschen vollauf zu kosten gab und giebt.

Bei dem Mangel an scharfen Grenzen des Herbart'schen Reiches der Pädagogik läßt sich das, was zuletzt von anderer Seite her wesentlich Neues geleistet worden ist, nicht immer genügend unterscheiden. Doch dürfen mannigfaltige Verdienste anderer Beteiligter, von praktischer und von theoretischer Seite (hier freilich mit einem abstoßenden Uebermaß an „Literatur“), von historischer Seite (namentlich durch Uebersetzungen, durch Quellenangaben wie die von R. Rehrbach besorgten, ufw.) und von naturwissenschaftlicher Seite (Schulgesundheitspflege u. dgl. m.) und schließlich im Ausland, wie z. B. in England von Thomas Arnold zu Rugby, nicht übersehen werden.

Was das deutsche Schulwesen von heute betrifft, so dürfte das Wichtigste der verschiedene Antheil sein, den an jeder Gruppe von Schulen das spezifisch Pädagogische hat. Am geringsten ist dieser Antheil bislang an unseren „hohen“ Schulen, den wissenschaftlichen wie den künstlerischen, so viel Verdienste und Fortschritte sie auch errungen haben. Ein wenig beträchtlicher ist er an unseren „höheren“ Schulen. Werthvoller als jener neue „nationale Humanismus“ mit seinem Voranstellen von „Religion, Deutsch und Geschichte“ ist hier das Bemühen nach einer eigentlich pädagogischen Ausbildung der Lehrer. Für die Volksschule endlich ist diese Lehrerbildung, wie sie seit Längerem in eigenen (allerdings auch noch vieler Kritik bedürftigen) Seminarien besorgt wird, wohl der Hauptgrund, daß jener Antheil bei ihr am größten ist, und daß sie das, was sie leisten will, trotz aller über dieses hinaus zu wünschenden Fortschritte, mit Meisterschaft leistet, die namentlich den drückenden materiellen Schwierigkeiten gegenüber aller Anerkennung würdig sind. Wollen wir von unserem Thema mit einem besonders warmen Wunsch Abschied nehmen, so ist es der, daß unser gesamtes Erziehungsweisen endgültig befreit werde von allen nicht eigentlich pädagogischen Einflüssen, insonderheit von Allen, was ihm Staat und Kirche hemmend vor seine weitere Entwicklung legen. —

## Die Technik des Spinnens.

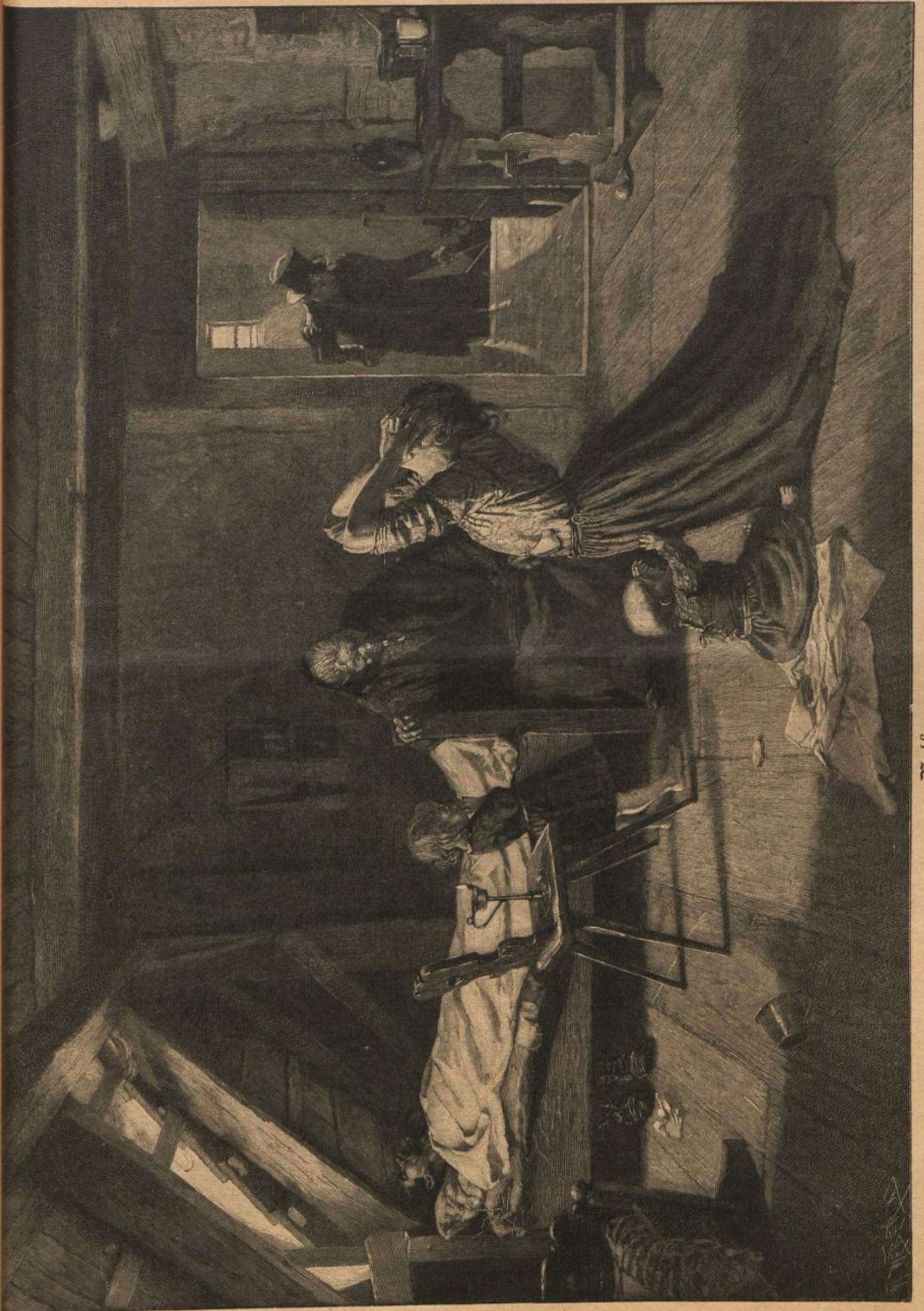
Von Gustav Strahl.

Die Veranlassung zur Erzielung von fadenartigen Gebilden gaben die ersten Beschäftigungen des Menschen an die Hand. Der Jäger gebrauchte Bogen und Sehnen, Band für Einbindeln der Pfeile, zum Umhängen verschiedener

Geräthe, abgesehen davon, daß selbst die geringste Bekleidung mit Hilfe eines Bandes befestigt werden mußte; der Ackerbauer gebrauchte Band und Strick zu verschiedenen Vereinigungen, der Fischer, der Schiffer hatten ebenfalls Stricke nöthig. Gewiß bestanden die ersten Fadenprodukte aus zähen Gräsern; einer dieser Halme war für viele Zwecke zu schwach, der Mensch nahm zwei und mehr, und da der Gebrauch derselben in parallelem Nebeneinanderliegen manche Unregelmäßigkeiten mit sich brachte, so wurde er leicht darauf geführt, durch einige Umdrehungen diesen Parallelismus zu beseitigen, die Halme gewissermaßen zu vereinigen; andererseits aber ist auch sicher die Probe auf die Festigkeit die zufällige Veranlassung der Zusammenbrechung gewesen, wie es noch heute für den Gebrauch der Strohbinden allgemein ist, deren Erfolg, die Erhöhung der Festigkeit, den Menschen nicht entgehen konnte. Aus dieser primitiven Form des Spinnprozesses entwickelte sich allmählig die Herstellung längerer Fäden, welche sich für gewisse Bedürfnisse als wünschenswerth erkennbar gemacht hatten. Dem Drehen des Fadens mit den bloßen Fingern ist jedenfalls sehr bald das Wirbeln zwischen zwei elastischen Flächen gefolgt, z. B. zwischen Handfläche und Lende, wie noch heute unsere Schuhmacher bei Herstellung ihres Pechdrahtes dies in Anwendung bringen, gleich wie auch Mancher von uns es gethan haben wird, wenn es sich um Erzielung einer stärkeren Schmir aus vielen dünnen Fäden handelte. Eine weitere, noch heute den größten Kreisen unseres werththätigen Volkes bekannte Methode ist das Aufhängen eines Gewichtes an das eine Ende des Fadens und eine Zusammenbrechung desselben dadurch, daß man letzterem durch einen seitlichen Stoß eine Umdrehung um seine eigene Achse gab. Man konnte auf diese Weise an dem freien Ende des Fadens immer neues Fasermaterial hinzufügen und durch Unterhaltung der Drehung des Gewichtes denselben bis zu einer gewissen Länge bringen; um diese möglichst auszudehnen, hat man sich wohl erhöhte Standorte ausgewählt und den Prozeß so lange fortgesetzt, bis das rotirende Gewicht den Erdboden berührte. Die hierdurch gegebene natürliche Bewegung wurde in der weiteren Entwicklungsfolge dadurch aufgehoben, daß man den fertigen Faden auf das Gewicht wickelte und nun so verfuhr, als finge man eben erst von vorne an. Der aufgewickelte Faden genirte ja auch nicht im Geringsten, das Gewicht als solches wurde dadurch in keiner Weise beeinflusst, die Vortheile jedoch, welche aus diesem Verfahren resultirten, waren so augenfällig, daß man jedenfalls niemals mehr in die alte Methode zurückverfallen ist.

Von dieser Art der Belastung des Fadens bis zur Spindel war ein verhältnismäßig kleiner Schritt; an die Stelle des beliebig geformten Gewichtes trat ein nach oben spitz zulaufendes rundes Stäbchen, auf welches zur Erhöhung des Beharrungsvermögens beim Drehen eine metallene Scheibe nahe dem unteren Ende gesteckt wurde; und das ist auch im Wesentlichen die Gestalt der Spindel bis auf die neuere Zeit geblieben. Die Größe und Schwere der einzelnen Spindeln mußte sich naturgemäß beim Gebrauch ergeben, es mußte sich dieselbe dem zu verspinnenden Material möglichst anpassen, da ein dünner Faden nicht im Stande war, ein schweres Gewicht zu tragen, andererseits ein starker Faden einer leichten Spindel bei der Umdrehung einen fühlbaren Widerstand entgegensetzte, der nur durch die Verstärkung des Beharrungsvermögens resp. durch Vergrößerung des Schwungringes überwunden werden konnte. So sehen wir, wie sich Schritt für Schritt die Thätigkeit des Spinnens vervollkommenet.

Beim Spinnen mit der Spindel zieht nun die linke Hand die Fasern aus und ordnet sie zur Bildung eines gleichmäßigen Fadens nebeneinander, während die rechte Hand zur Bewegung der Spindel gebraucht wird. Die letztere hängt an dem an ihrer Spitze durch eine Schlinge befestigten Faden frei herab, wird nahe an der Spitze erfaßt und durch eine eigenthümlich schnellende Bewegung rasch um ihre Achse gedreht, wobei ein unten angebrachter zinnerner Ring als Schwunghülse wirkt und die Bewegung ausdauernder macht. Diese Spindel-



Notz. Nach dem Bilde von Fritz Fleischer.

bewegung, durch welche die ausgezogenen Fasern Drehung erhalten, wird ebenfalls so lange fortgesetzt, als es bei freischwebender Spindel möglich ist. Alsdann wird die Garnschlinge von der Spindelspitze abgestreift, und die Spindel in solcher Lage gegen den Faden in Umdrehung gesetzt, daß der Faden oberhalb des Schwungringes aufgewickelt wird, so daß annähernd die Form einer Webspule entsteht. Sobald das zum größten Theil geschehen ist, wird der Faden von Neuem zur Spindelspitze geführt, die Schlinge gemacht und weiter gesponnen, so daß die ganze Arbeit also in zwei fortwährend abwechselnde Operationen zerfällt: die Bildung des Fadens und das Aufwickeln desselben. Diese Arbeitsfolge ist auch auf einen Theil unserer mechanischen Spinnmaschinen übergegangen, im Gegensatz zu anderen, welche kontinuierlich den durch die Zusammenziehung der Fasern gebildeten Faden sofort aufwickeln.

Es konnte nicht ausbleiben, daß man versuchte, durch mechanische Hilfsmittel die Drehung der Spindel zu bewerkstelligen. Die einfachsten Apparate dieser Art waren so angeordnet, wie wir heute noch Ähnliches in dem von den Webern gebrauchten Spulrad haben; eine horizontal gelagerte Spindel wurde durch ein Schwungrad vermittels Schnur und Wirtel angetrieben, die Spinnerin ordnete das Fasermaterial der Längsrichtung der Spindel folgend an und änderte, nachdem der Faden Draht genug hatte, diese Stellung des Fadens in eine zur Drehrichtung der Spindel rechtwinklig gelegene um, so daß der fertige Faden auf die Spindel sich aufwickelte. Genau dasselbe machen unsere Weber heute noch beim Spulen stärkerer Garne, besonders bei Futterschuß, in welchem man keine Knoten in der Waare verarbeiten darf. Man nennt solche Verbindungsstellen zweier Fäden denn auch Anspinner. Dieselben werden hergestellt, indem die Spulerin die zwei Enden der Fäden drei bis vier Centimeter neben einander legt, dieselben in Längsrichtung der Spindel hält und nun das Rad in Bewegung setzt; dadurch drehen sich beide Enden spiralförmig um einander, und es wird, wenn eine genügende Festigkeit erreicht ist, der Spulprozeß durch Aenderung der Fadenrichtung fortgesetzt.

Weitere Anklänge an diese Methode finden wir heute noch in dem sogenannten Seilerrad, welches in verschiedener Form zu verschiedenen industriellen Berrichtungen Verwendung findet, zum Drehen der Poilen für die Pflisch- und Krimmerindustrie, zur Herstellung der Fransen an Tüchern zc.

Die Erfindung des Spinnrades wird gewöhnlich in das Jahr 1530 verlegt und einem Johann Jürzen aus Watenbüttel bei Braunschweig zugeschrieben. Vor Jürzen aber war um 1500 ein Mann in der Konstruktion einer Spinnmaschine bereits weit vorgeschritten, so daß seine Maschinen an Vollkommenheit und Durchsichtigkeit den Spinnapparaten der Neuzeit außerordentlich nahe kommen. Dieser Mann war Leonardo da Vinci,\* der berühmte Maler, Ingenieur und Philosoph. Die Kriegswirren im Beginn des 16. Jahrhunderts ließen diese Ideen jedoch nicht zur Ausführung kommen; die Manuskripte und Handzeichnungen des Künstlers blieben Jahrhunderte lang

\* Dr. S. Grothe, Bilder und Studien zur Geschichte der Industrie und des Maschinenwesens.

theils verschollen, theils gingen sie verloren, und erst in neuerer Zeit ist dieser bedeutende Entwurf in die Oeffentlichkeit getreten. Ob diese Maschine ursprünglich für die Aufwindung und das Wickeln der Seide bestimmt war oder zum Spinnen von anderen Gespinnstfasern ist gleichgültig in Anbetracht der Konstruktion und Kombination der Spindel und Spule, worin bereits vollständig der Gedanke enthalten ist, den unsere Vorspinnmaschinen spindeln vertreten, nämlich die Möglichkeit, Spule und Spindel zur gleichen Zeit ungleichmäßig schnell zu drehen. Nach dieser Richtung hin steht die Erfindung Leonardo's unseren heutigen Spindelkonstruktionen vollkommen ebenbürtig gegenüber; sie übertrifft die Einrichtung des Johann Jürzen in seinem Spinnrade und die Konstruktion späterer Erfinder; erst die Einrichtungen des Engländers Anis zum Hin- und Herschieben der Spule (1792 und 1795) enthielten die Anordnung einer Spindel und Spule, welche eine Differenzbewegung ermöglichte wie bei der Erfindung Leonardo da Vinci's.

Die Konstruktion des Spinnrades folgt im Allgemeinen der Anordnung der kontinuierlich bewegten Spindel, fest aber als neu den sogenannten Spinnflügel hinzu, der in seiner Form ungefähr einem etwas länglichen Rechteck entspricht, dem die vierte kurze Seite fehlt, so daß die zwei Längsseiten nur durch die eine kurze verbunden sind; durch die Mitte der kurzen Seite geht die in der primitiven Form erwähnte Spindel als Achse, mit dieser ein Ganzes bildend; bei Antrieb der Spindel durch Schnur und Wirtel muß dieser Flügel der Spindelbewegung folgend um seine Achse schwingen. Die freie Spitze der Spindel ist ein Stück ausgebohrt, diese Bohrung setzt sich, von der graden Linie abgehend, schräg nach außen bis an die Oberfläche der Spindel fort, so daß ein Faden, an der Spitze eingeführt, durch die seitliche Fortsetzung resp. Oeffnung wieder herausgenommen und an einem Häkchen des Spinnflügels befestigt werden kann. Bei der nun folgenden Umdrehung der Spindel muß der durch die Spitze eingeführte Faden sich so oft um sich selbst drehen, wie der Flügel um seine Achse. Die an den Längsseiten des Spinnflügels befestigten Häkchen haben indessen nicht den Zweck, den Faden daran zu befestigen, sondern sie sollen denselben nur als Leitung dienen, die eigentliche Befestigung des Fadens geschieht auf der Spindel oder auf einer, auf diese gesteckten Spule, da ohne diese ein Fortschreiten des Spinnprozesses, ein kontinuierliches Spinnen nicht zu erreichen wäre. Die erwähnte Spule sitzt lose auf der Achse, ist also von der Bewegung des Flügels unabhängig, wenigstens insoweit, als sie nicht genau die Bewegungen desselben mitmachen braucht, sondern die Umdrehungen beider Theile in gewissen Grenzen der Zahl nach beliebig differiren können.

Denkt man sich einen wenig angespannten Faden durch das hohle Ende der Spindel, über die Häkchen des Flügels nach dem Umkreise der Spule hineingezogen und an letzterer befestigt, so ergibt sich leicht die Wirkung, welche derselbe erfahren muß in jedem der verschiedenen Fälle, welche hinsichtlich der Umdrehung von Spindel und Spule möglich sind. Bei der Annahme, daß die Spindel mit dem Flügel sich dreht, die Spule aber gänzlich an der Umdrehung

verhindert wird, erleidet der Faden erstens eine Zusammenziehung des zwischen der Hand und der Spindelspitze liegenden Theiles, weil jeder Umlauf der Spindel den gefassten Theil einmal um sich selbst dreht; des Weiteren vollzieht sich eine Aufwicklung auf die Spule, weil der Flügel mit dem auf ihr liegenden Faden im Kreise um die Spule herumgeht. Für den Fall nun, daß die Spule stillstände, wäre ein brauchbares Gespinnst nicht zu erreichen, weil dabei die Drehung des letzteren nothwendig äußerst gering ausfallen würde. Angenommen, die Spule habe einen Umfang von 80 Millimeter, so wird jeder Umlauf der Spindel 80 Millimeter Faden hereinziehen und aufwickeln. Dieses Fadenstück wird aber nicht mehr als eine einzige Drehung erhalten haben, wenn man es später von der Spule abwickelt; und in dem Maße, wie durch fortgesetzte Aufwicklung die Spule an Dicke zunimmt, müßte die Drehung noch geringer werden.

Auch das umgekehrte Verhältnis kann eintreten: die Spindel steht still und die Spule dreht sich. In diesem Falle kann nur Aufwicklung, dagegen kein Zusammenziehen des freien Endes erfolgen. Die Anzahl der Gesamtdrehungen, die hierbei in dem Faden hineingebracht worden sind, sind gleich der Umdrehungszahl der Spule, jedoch nur für den Fall, daß man den Faden wieder in der Längsrichtung der Achse von der Spule abzieht. Dreht man hingegen, um den Faden zu gewinnen, die Spule wieder rückwärts, so werden wieder sämtliche Drehungen aus dem Faden herausgebracht; die Hauptaufgabe des Spinnens bliebe mithin unerfüllt, und somit ist das ebenfalls keine brauchbare Anordnung.

Es mag hier auf einen Umstand hingewiesen werden, der auf die Zahl der Windungen des Fadens nicht ohne Einfluß ist, nämlich die Art und Weise, wie der Faden von der Spule abgezogen wird. Betrachten wir den Spinnprozeß mit der Handspindel, so kommen wir wohl zunächst auf die Abwicklung über die eine Spitze hinweg, also in Richtung der Längsachse. Bei der Handspindel ist diese Abwicklung die bequemste, da man die Spindel mit der linken Hand etwas geneigt festhalten und mit der rechten sehr schnell viele Meter Faden abziehen kann. Die beim Spinnrad auf die Spindel gesteckte Spule hat meist, wie die gewöhnliche Garnrolle, zwei erhabene Ränder, über welche hinweg ein Abziehen des Fadens in Richtung der Längsachse beschwerlich ist; eine solche Spule steckt man meist auf einen Draht und läßt beim Abziehen des Fadens die Rolle sich drehen.

Dieser Vorgang resp. der Unterschied beider Abwickelungsweisen läßt sich noch deutlicher beobachten, wenn man an Stelle des Fadens einen Papierstreifen oder ein Band aufwickelt. Beim Abziehen des Bandes über die Spitze der Spindel hinweg, also in Richtung der Längsachse, wird dasselbe ganz deutlich Drehungen um sich selbst zeigen, während es bei seitlichem Abzuge, also in senkrechter Richtung der Längsachse, glatt bleibt. Die Drehungen des Bandes bei der ersten Abzugsweise lassen sich auch zahlenmäßig sehr leicht feststellen, sie sind nämlich gleich der Anzahl der Umgänge um die Spindel.

(Schluß folgt.)

## Frau Kläre.

Novelle von Dorothee Goebeler.

(Fortsetzung.)

Harl Schubert saß am Fenster und las die Zeitung. Er sah müde und gedrückt aus, auf seinem Gesicht lag nichts von dem Frohsinn eines Glücklichen, der der geliebten Frau soeben ein kostbares Geschenk zu Füßen gelegt. Eine tiefe Falte schob sich zwischen seine Brauen, und in der Art, wie er eben mit der Hand über die Stirne fuhr, lag es, als ob er etwas fortwischen wollte, etwas, das ihn drückte wie eine schwere Last. Sparmann ging auf ihn zu: „Fehlt Ihnen etwas?“

Er schreckte zusammen und fuhr auf: „Was — ah, Sie sind es, Sparmann? Wie Sie mich erschreckt haben! Wie kommen Sie darauf, daß mir etwas fehlen müßte?“

„Sie sehen blaß aus.“  
„Seh' ich's?“ Er warf einen Blick in den Spiegel. „Nun, bei der Hige! . . .“ Er strich sich über die Stirn — wieder jene abwehrende Bewegung. Ein paar Minuten saßen sie schweigend, dann sagte Sparmann: „Ich habe soeben den Teppich bewundert, er ist sehr kostbar . . .“

„O ja — sehr kostbar!“ Es lag fast wie Ironie in des Mannes Stimme, und mit einem leichten Seufzer sagte er: „Kläre wünschte ihn ja so sehr . . . Aber da haben wir ja Herrn Russell . . . Die Herren kennen sich schon!“

Sparmann, der Fedor's Verneigung mit einem festen Händedruck erwidert hatte, neigte den Kopf:

„Wir trafen uns, als Herr Russell seine erste Visite machte.“

„Richtig, meine Frau sprach ja davon. Ja, es that mir sehr leid, daß wir uns verpaßten, Herr Russell. Wollte eigentlich inzwischen immer mal mit heraufkommen, fand aber nie recht Zeit. Na, Sie haben sich inzwischen in Berlin eingebürgert, was?“

„Ja, danke.“ Fedor nahm an seiner Seite Platz. „Ich fühle mich beinahe schon völlig heimisch.“

„Ja, Sie haben es auch gut getroffen. Europäische Arbeitszeit, das hat man hier nicht überall. Da können Sie sich eine ganze Menge ansehen. Arbeiten Sie übrigens direkt unter dem alten Behrens?“

„Auf dem Hauptkomptoir, jawohl.“

„Strenger, alter Herr, nicht? Hält auf Ordnung . . . Schadet aber nichts. Ist ganz gut, wenn man Euch jungen Leuten auf die Finger sieht. Haben auch manchmal dumme Gedanken im Kopf, was? Wischen mimen und so weiter . . .?“ Er sprach mit gezwungener Lustigkeit.

„D!“ . . . Fedor brach ab, er bekam kein Wort hervor, ein glühendes Roth stieg in seine Wangen. Schubert lachte: „Sehen Sie . . . Sehen Sie, ich hatte Recht. Na, lassen Sie's gut sein, junger Mann, das sind Kinderkrankheiten, die geben sich, wenn man vernünftig wird. Aber ich höre meine Frau . . . zu Tisch, meine Herren, zu Tisch!“

Die Tafel war hübsch gedeckt, sehr viel Krystall und sehr viel Silber; die Speisen gut, der Wein fast noch besser; dennoch wollte in der kleinen Gesellschaft keine rechte Stimmung aufkommen. Nur Frau Kläre sprach. Der neue Teppich nahm noch alle ihre Gedanken gefangen. Sie schwelgte in den Farben und der Zeichnung des Musters, sie war förmlich begeistert, aber ihre Begeisterung fand bei den drei Herren keinen Widerhall. Sparmann antwortete einseitig und zerstreut, ebenso ihr Gatte. Auf seinem Gesicht lag wieder die kleine Falte, die dem Doktor schon vorhin aufgefallen war; sein Mund sprach, aber seine Augen gingen in's Leere. Als bereits das Gespräch ihm eine seelische Qual wandte, er sich beinahe brüht an Fedor Russell: „Wir hatten eine gute Kaffee-Grüte dieses Jahr.“

Der junge Mann hatte bis dahin schweigend zugehört. Er war verstimmt; die jubelnde Glückseligkeit, mit der er diesen Sonntagnachmittag herbeigesehnt, war völlig verfliegen. In den phantastischen Träumen, die während der letzten Tage sein Hirn bewegt, hatte er den Mann, der da an seiner Seite saß, als eine Art phlegmatischen Schwachkopf verachtet; jetzt, wo Jener seine heiligsten Ideale spottend als Dummjungen-Träume verlacht hatte, begann er beinahe ihn zu hassen, und es mißfiel ihm wie Eifersucht in diesen Daß. Da lag der Teppich, dieses Prachtstück — sein Geschenk! Und sie, die er heimlich als unverstandene Skavin des nüchternen, gefühllosen Gatten bedauert, als deren Erlöser er sich schon geträumt, sie jubelte auf über dies Geschenk und hatte nicht Auge und Ohr für ihn. Nein, nicht Auge und Ohr, gerade nur, daß sie ihm mit einigen Höflichkeitsphrasen die Speisen bot, oder wenn es sich nicht umgehen ließ, das Wort im Allgemeinen an ihn richtete. Ein heißes Weh wallte in ihm auf, ein würgendes Gefühl, fast wie Thränen. Und dabei sollte er über das Geschäft reden, über Export und Import, über tausend Sachen, die ihn nicht interessirten, gerade heute noch weniger als sonst. Er sah zu ihr hinüber, ein fragender Blick. Was meinst Du dazu? — allein sie löffelte gleichmüthig ihren Erdbeercreme und sah auf die Promenade hinaus, wo das Sonntagstreiben eben zu erwachen begann. Erst nach geraumer Zeit, als auch ihr die Unterhaltung langweilig zu werden schien, legte sie das Goldlöschchen bei Seite und sagte: „Es ist still heut draußen.“ Sparmann, der bisher mit Interesse der Unterhaltung der beiden Anderen gefolgt war, drehte sich zu ihr hinüber: „Ja, sehr still. Man merkt schon die Reisezeit.“

Sie nickte nachdenklich: „Ja, Alles fliegt aus — nur wir nicht.“

„Wäre auch fabelhafter Unsinn, so idyllisch wie wir wohnen!“

„Idyllisch!“ sie lachte auf. „Idyllisch ist gut, Mäme, Steglitz idyllisch! Nun wissen wir es doch wenigstens, Sparmann.“

„Um . . . idyllischer jedenfalls als . . . na, zum Beispiel die Naumynstraße.“

„Kenn' ich nicht.“

„Verlierst auch nicht viel daran.“

„Glaub' ich, Mäme, wenn selbst Du es findest. Aber im Ernst“ — sie legte die Arme auf den Tisch — „Sie glauben garnicht, wie es mich fortzieht, diesmal. Bei jedem Reisetorb, der vorübergefahren wird, giebt es mir einen Stich. Wenn man mit könnte, in den Wald, an das Wasser!“

„Können wir ja jeden Tag: geh' in den Grunewald und lege Dich an den Hundehelmssee — dann hast Du Wald und Wasser aus erster Hand.“

„Die Dir natürlich Berge und Meer ersetzen . . .“

„Und auch recht gut ersetzen können, wenn man auf Berge und Meer verzichten muß. Natur bleibt Natur und immer schön . . . Hab' ich Recht, Doktor?“

„Was die Grunewaldseen betrifft, entschieden: es sind Perlen im märkischen Sande.“

„Gott, Sparmann, Sie, Sie finden ja sogar auch Dahlem schön.“

„Muß ich ihm beistimmen, meine theuerste Kläre, muß ich ihm beistimmen.“ Schubert lachte, er war plötzlich in Stimmung gekommen. „Die alten Bäume, die Strohdachhäuser und dann die wogenden Felder ringsum . . .“

„Du bist ja förmlich begeistert.“

„Bin ich auch, und um die Begeisterung in Thaten umzusetzen, mach' ich einen Vorschlag: gehen wir gegen Abend Alle hinüber, zeigen wir Herrn Russell ein Stück märkischer Landschaft. Nachher setzen wir uns bei Stark in den Garten und trinken ein paar große Weissen.“

„Ach, na ja, da läufst's hinaus! . . . Wußt' ich doch, daß die Sehnsucht nach Dahlem irgend einen Hintergrund haben mußte! Stark's große Weissen, Dein Ideal!“

„Sind sie auch, verehrte Frau Gemahlin, Weiße mit Himbeer — delikate! Sparmann verachtet sie aber auch nicht. Sparmann, Sie nickten — also einverstanden, wir gehen.“

„Einverstanden, wenn die gnädige Frau will.“ Sie schob die Unterlippe vor: „Nach Mühen ginge ich lieber.“

„Heute noch?“

„D, es könnte auch morgen sein.“ Sie drehte den Köpfel zwischen den Fingern. „Nein, Kinder, Ihr könnt es Euch wirklich nicht denken, ich ver-gehe fast vor Sehnsucht nach der See.“

„Nun, dann reisen Sie doch aber hin.“

„Sie haben Flug reden, Sparmann. Läßt mich denn der Tyrann hier fort?“ — sie stieß ihren Mann in die Seite — „muß ja seine Alte immer am Rodzippel haben . . . Ich gäbe was drum, könnt' ich jetzt in Ahbeck sein.“

„Na, denn doch schon lieber Heringsdorf, Ahbeck ist ein altes Sonnenloch, aber Heringsdorf . . .“

„Ist auch 'ne heure Gegend.“

„Das spielt doch bei Ihnen keine Rolle, Herr Schubert.“

„Nee, bewahre! Bezahlen wir mit einer Hand!“ Schubert blies den Rauch der Zigarette in die Luft; seine Augen folgten einer Schwalbe, die draußen ihre Kreise um das Fenster zog.

„Und ich komme doch noch hin,“ sie warf einen herausfordernden Blick auf ihren Mann — „wenn ich nur mal will — wetten, Mäme?“ Sie hielt die offene Hand hin; bevor er indessen antworten konnte, erschien das Dienstmädchen und meldete, es sei noch Besuch gekommen.

Beim Kaffee war große Gesellschaft. Geschäftsfreunde von Schubert hatten sich mit ihren Frauen eingefunden, außerdem noch ein paar alte Tanten. Es ging sehr lustig her. Frau Kläre strahlte, der neue Teppich war wieder das Hauptthema, erst allmählig ging man zu Geschäfts- und Familienangelegenheiten über. An den Spaziergang nach Dahlem dachte Niemand mehr.

Fedor saß unter all' den lachenden, schwagenden Menschen, ohne mit mehr als den nöthigsten Worten an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Er war tief unglücklich. Noch nie war er sich so verlassen und heimathlos vorgekommen wie heute. Er vermied es, selbst mit Sparmann in Berührung zu kommen; er fühlte instinktiv die forschenden Blicke, mit denen Jener sein Innerstes zu durchdringen suchte. Wie ein Alp fiel es ihm von der Brust, als die Gesellschaft endlich zum Aufbruch rüstete und er die Gewißheit hatte, hinauszukommen, allein zu sein mit seinem Schmerz. Plötzlich fühlte er einen warmen Händedruck und hörte das leise gestüßte Wort: „Donnerstag Abend — dreimal klingeln!“ . . .

Seine Augen leuchteten, als er die Treppe hinunterging, die ganze Welt war wieder rosig und licht. Er nahm es nicht einmal übel, als der Doktor ihm beim Abschied zweideutig zuraunte: „Träumen Sie nicht zu viel von Ihrem Genius.“ —

Steglitz, 24. Juli.

Lieber Herr Fedor!

In aller Eile, damit Sie morgen Abend nicht vergebens kommen, ich fahre Vormittag zehn Uhr auf vier Wochen an die See. Beste Grüße inzwischen. Sonntags sind Sie selbstredend draußen zu Tisch; trösten Sie meinen Mäme. Auf Wiedersehen Ihre ergebenste Kläre Schubert.

P. S. Lachen Sie, ich habe meine Wette gewonnen!

Er lachte aber garnicht. Er starrte auf das goldgeränderte rosa Kärtchen und las die krausen Buchstaben wieder und wieder. Es stimmte ihm vor den Augen, er begriff nur Eins: sie war fort, für lange Wochen fort, gegangen ohne ein Abschiedswort, ohne auch nur ihre Adresse anzugeben, gerade als gäbe es nicht ein Band, das sie vor allen Anderen miteinander verknüpfte.

Und gab es denn eins? War es am Ende nicht doch nur Einbildung, wenn er in ihr die unterdrückte Seele gesehen, die wie die seine nach einer anderen gleich gestimmten suchte, die nach dem Erlöser rief und in ihm den Erlöser sah. „Sie verstehen mich so gut — ja, wenn Alle so wären wie Sie! . . .“ Er meinte die Worte wieder zu hören, die sich wie süßes Gift in seiner Seele festgefogen — war das Alles nur Phrase gewesen? Er grübelte und sann und sann und grübelte, aber Klarheit wollte ihm nicht kommen.

Ansichtspostkarten.

Gruß aus Binz, 25. Juli.

Lieber Herr Fedor. Warum lassen Sie denn garnichts von sich hören? Besorgen Sie mir doch d'Annunzio's „L'Innocente“, dürfen ihn auch vorher lesen. Aber nichts Mäme sagen! Er mag das nicht! Was macht die Kunst? Studiren Sie fleißig? Sehr nette Gesellschaft hier. Gruß! Ihre Kläre Schubert.

Gruß aus Stubbenkammer, 3. August.

Bin heute mit dem Dampfer herüber gefahren. Wundervoll! Wäre etwas für Sie mit Ihrem Poetenherzen! Vermisse Sie sehr!!! Wie könnten wir schwärmen!! Wo bleibt „L'Innocente“??? Herzlichen Gruß! Kläre Schubert.

Binz, Strandhotel, 10. August, Zimmer 12.

Ich hab' Ihnen keine Adresse genannt? Solche Buschigkeit! Zürnen? Weshalb denn? Hab' mich aber gefreut, daß Sie Mäme so gut ausgehört haben am Sonntag. Gemerkt hat er doch nichts??? Was haben Sie den ganzen Sonntag angefangen da draußen? Gespielt, was? Sparmann immer voran. Kann ich mir denken! Beste Grüße! Kl. Sch.

Binz, Strandhotel, 10. August, Abends.

Hab' ja vorhin die Hauptsache vergessen! Natürlich ist Carlos eine Rolle für Sie, sind sogar der geborene Vertreter dieser idealen Figur!!! Sobald ich zu Haus bin, üben wir zusammen. „L'Innocente“ hat Ihnen auch gefallen? Ja, nicht wahr, herrlich! Solche Liebe — wenn man die fände!!! Tausend Grüße! Kläre Sch.

Vom Sakniyer Strand, 20. August.

Ist es nicht schön hier? Unter der großen Buche auf dem Felsen sit' ich und schreibe an Sie. Eben Ihren lieben Brief erhalten. Tausend, tausend Dank! Ja, ich will Ihre Muse sein. — Mäme wundert sich, daß Sie nicht wieder in St. waren. War Ihnen wohl zu interessant da? Verstehen Sie mich jetzt??? Innigen Gruß! Kläre.

Stubbenkammer, a. d. Königstuhl, 25. August.

Grauer Himmel, graues Meer, grau auch mein Herz!!! Heut' einen Brief von meinem Mann, soll Sonnabend heim kommen. Selbst in diese Schönheit wird mir des Alltags Sorge getragen!!! Ach mein Freund, schreiben Sie mir ein Trostwort, das mich wieder zu mir selber bringt.

Liebserrübt Ihre Kläre.

Gruß aus Sabuis, 30. Au., mit  
Mondnacht am Strand.

Heißesten Dank für Ihren herzigen Brief. Ja, wir wollen zusammenhalten, uns hinüber retten „in der Ideale Land“. Bin doch noch hier geblieben. Sonnabend große Remon, die muß ich erst noch mitmachen. Innigen Händedruck. Ihre Muse.

An Bord der „Freya“ auf dem Stettiner Haß,  
10. September.

Es ist Ernst geworden, mein Freund, ich bin auf dem Heimweg. In einer Stunde besteig' ich in Stettin den Zug, der mich zurückführt in den — Sumpf. Wird die Fremdeshand mich stützen, wenn er mich verschlingen will?? Auf Wiedersehen in Steglitz. Innigst Kläre.

P. S. Können Sie aber nicht eher, als bis ich Ihnen schreibe.

Steglitz, 17. September.

Morgen Nachmittag sechs Uhr, dreimal klingeln. Herzlichen Heimathgruß. Ihre Kläre Sch.

„Endlich!“ Sie streckte ihm beide Hände entgegen. „Wenn Sie wüßten, wie ich mich nach Ihnen gesehnt habe!“

„Und dennoch durst' ich erst heute kommen, — nach sieben Tagen!“

„Ja leider! — Aber es ging nicht eher. Ach wenn Sie überhaupt wüßten! . . .“ Sie brach ab und seufzte; er legte den Arm um ihre Schulter.

„Frau Kläre, liebe Frau Kläre, Sie leiden wieder, ach, wenn Sie sich aussprechen wollten, — wenn . . .“

„Ja, wenn . . .“ sie fuhr ihm nach ihrer Gewohn-

heit lieblosend durch das Haar, — „aussprechen? Ach Gott! Und was denn auch? Ich wüßte es nicht einmal! Es ist ja doch immer dasselbe, immer das alte Lied, das Sie kennen. Man müßte sich etwas größere Nerven anschaffen.“

Sie sah finstern vor sich hin. Eine ganze Zeit saßen sie schweigend, dann nahm er von Neuem ihre Hand, und mit dem innigen Wunsch, sie von ihren trüben Gedanken abzulenken, sagte er: „Sie haben aber wunderbare Tage hinter sich.“

„Wunderbare Tage? Ja,“ — sie lachte auf — „und dann kommen Sie nach Haus, die Seele noch voll von allem Schönen, und sehen nichts als ein verdrossenes Gesicht, und lesen in allen Mienen nichts als daß es — gar so viel gekostet! Hach, es ist zum Verzweifeln!“ Sie sprang auf und ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und nieder. „Diese Enge, diese Stumpfheit! Ach, nun quäl' ich auch Sie! Warum sitzen wir aber auch hier im Zimmer, wo einem alles Glend doppelt fühlbar wird! Kommen Sie an die frische Luft, in die Loggia!“

Mit raschen Schritten ging sie nach dem Balkonzimmer; er folgte, aber im Begriffe, die Schwelle zu überschreiten, blieb er stehen: „Ach, wie schön!“

„Ja, wie schön!“ Sie ließ ihn neben sich an die Brüstung treten: „Um dieses Blickes willen hab' ich die Wohnung auch gemietet. Diese endlosen Felder — nicht wahr? Das ist wundervoll! Und wie sich die Erleblische da im Felde verlieren. Hier links — das ist der Fichtenberg, da hinten zieht sich der Grunewald hin, und hier geradeaus der schlauke Kirchthurm in dem grünen Busch — das ist Dahlem . . . Wissen Sie noch? Dahlem, wo Stark seine großen Weisen verschänkt! . . . Weiß-

bier mit Himbeer, uh!“ Sie schauderte zusammen wie vor Ekel.

Er sah es wohl, und so sehr es ihn mit innerer Gemüthung erfüllte — mit doppelter Gemüthung in der Erinnerung an jenen Sonntag! —, er hatte jetzt doch nur den Wunsch, sie nicht wieder in trübe Gedanken versinken zu sehen, und so wies er nach Süden, wo sich ein Vogelschwarm im blauen Aether verlor:

„Sehen Sie — Wandervogel!“

Sie folgte seiner weisenden Hand und nicht gedankenvoll: „Ja, ich sehe sie schon geraume Zeit, und dabei fällt mir ein Spruch ein, der drüben in Dahlem über einem Grabe steht. Ein merkwürdiges Grab, wissen Sie, dicht an der Kirchenwand und auf dem Granit nichts als der Name. Kein Datum, keine Jahreszahl. Und darunter:

Wer hat Euch Wandervogeln  
Die Wissenschaft geschenkt,  
Daß ihr aus weiter Ferne  
Den Weg zur Heimath leucht?  
Daß ihr im Norden wieder  
Die alte Gasse wählt,  
Daß ihr im heißen Süden  
Die Palme nicht verfehlt? . . .

Was man sich dabei denken kann! . . . Nicht? Aber setzen wir uns 'mal endlich. Nein, kommen Sie heran an meine Seite, das Bänkchen hat Platz für Zwei. Sehen Sie, es geht.“

Und es ging, und dicht aneinander geschmiegt und Hand in Hand saßen sie und sahen der Sonne nach, die wie ein glühender Purpurball hinter dem Grunewald versank und das ganze Gelände zum Abschied noch einmal mit strahlendem Goldglanz übergoß.

(Schluß folgt.)



Stimmen der Tiefe.\*

Von Allen, die auf diesem Eiland hausen,  
Blick' ich allein empor zum Sternenzigen;  
Kein Lüftchen spielt mehr mit des Gartens Zweigen,  
Und eingeschlafen ist der Rüstler Hausen.

Da horch! — Vom Strande kommt in langen Pausen  
Ein dumpf Gelohn und lört das mächt'ge Schweigen,  
Wie Orgelklang im Fallen und im Steigen; —  
Ich kenn' es wohl, der großen Wasser Brausen.

Dieselben sind es, die vor tausend Jahren,  
Gepeitscht vom Sturm, in wüsten „Mannestränken“  
Ob Kluren, Weikern, Städen hingefahren.

Horch, wie sie locken: „Komm, dein schmerzlich  
Denken

Und deiner Sorgen schwarze Rabenschaaeren  
In unsern Schooß auf ewig zu versenken!“

Reinhold Fuchs.

Noth . . . Ein Bild, das keiner längeren Erklärung bedarf. Jeder von uns hat diese Szene schon gesehen, Jedem hat sich dabei das Herz zusammengekrampft, und doch brachte er kein Wort hervor, das trösten konnte. Dort der Todte, den die übergroßen Mähen und das elende Leben auf das Krankenlager geworfen, der nun nach langem Siechtum gestorben, und in der Mitte des Zimmers die in ihrem Jammer fassungslose Frau, die den geliebten Mann und den Ernährer ihrer Kinder verloren, die Kinder, die noch kein Verständnis haben für das, was sie getroffen — nur das ältere Mädchen empfindet es dumpf und ist verlegen, das Kleine schreit, weil es den Schmerz der Mutter sieht —, und über Treppen und Thür herauf kommen schon die Wagtträger, den Todten aus dem Hause fortzubringen . . . Ueberall, von den kahlen Wänden und aus allen Winkeln der Bodenlampe strahlt uns das nackte Glend entgegen. Selbst die alte Frau, die dem Todten den letzten Dienst erwiesen, die Trauer und Glend schon in hundertfältiger Gestalt gesehen, hat ihren Gleichmuth verloren. —

Regenzauber. Ueber den Regenzauber bei den Naturvölkern liegt eine Reihe bemerkenswerther Nachrichten

\* Aus „Strandgut“. Gero, Karl Vauß. —

vor. So bestehen in Loango — an der Westküste Afrikas — verschiedene Tempelpläge, die Adolb Bastian wegen ihres besondern Kultuswecks „Regentempel“ nennen zu können glaubt. Sie sind vom König dotirt und mit jährlichen Geschenken bedacht, damit ihre Priester durch nächtliche Zeremonien zu den geeigneten Zeiten Regen verschaffen oder ihn, wenn er zu reichlich fällt, hemmen. Es sind in diesem Lande die ersten stützungsmäßigen Tempel. Man kam zu solcher öffentlichen Fürsorge durch die Bedürfnisse des Ackerbaues, weil gerade in tropischen Zonen das Gedeihen der Früchte von dem richtigen Einsetzen und Aufhören des Regens abhängt. Die Priester, die dieser Wetterförsorge obliegen, werden Singilli oder „Regenmacher“ genannt. Nach einer Mythe standen diese meteorologischen Zauberer früher unter der Leitung des Ganga Chitome, eines Priesters der Erdgöttheit. Dem „Gott der Erde“ galt also der Kult, und von ihm kam folglich auch der Regen.

Bastian nennt außerdem noch zahlreiche andere Götter, die hauptsächlich Regenfeilsche sind. Der Ganga Kasi-bakissi erzeugt Regen aus einem mit Nilonghos oder Zaubermitteln gefüllten Kasten, die „Lufakala“ genannte Klapper schwingend, während ihm der Erdgeist, Kiffi-insie, in den Kopf steigt und durch seinen Mund redet. Der Ganga Juima bei Loangele bedient den Regengott Motiffo Jitema, dessen Feilsch aus einem Stein und einem mit einer Röhre versehenen Hammer besteht. Bei Regenmangel wird der Hammer mit der Röhre, die mit Rum gefüllt wird, nach oben auf den Stein gestellt, und wenn der Regen, weil er zu heftig ist, gehemmt werden soll, nach abwärts.

Daneben sind aber auch die Könige verpflichtete Wettermacher. Sie sind Träger der Gottheit, und wenn diese in ihnen ist, müssen sie allerdings im Stande sein, die Witterung zu regulieren. Noch wohnt bei die Stürme beherrschende Kukulü am Vorgebirge des Steinpfelers. Und Ramoulu-vumu, der König des Regens und Wetters, residirt auf einem Hügel bei Womma. Die Position eines solchen „Regenkönigs“ ist geheiliget, andererseits aber auch zuweilen recht kritisch. Bei anhaltender Dürre verfehlen die Unterthanen nicht, dem Regenten Vorstellungen zu machen, daß, wenn er sich nicht bald seines Königreiches annehme, sie Alle vor Hunger sterben müßten und außer Stande sein würden, ihm die gewöhnlichen Geschenke zu machen. Wie sich da der Herrscher aus der Affaire zieht, ist bei Bastian erbaulich zu lesen. Um auf der einen Seite das Volk zu befriedigen und auf der anderen auch nicht zu viel zu wagen, überträgt der König das Geschäft auf einen seiner Nähe und befehlt ihm, unverzüglich so viel Regen auf die Felder fallen zu lassen, als nöthig ist, sie fruchtbar zu machen. Wenn

dieser alsdann ein Gewölk wahrnimmt oder vermuthet, daß es regnen würde, so zeigt er sich dem Volke, als wenn er jetzt den Befehl seines Herrn ausrichten wollte. Dann versammeln sich Weiber und Kinder um ihn, unablässig rufend: Sieb uns Regen! gieb uns Regen! Die Gressen verpflicht denn auch mit der größten Zuversicht, das Verlangen zu erfüllen.

Auf welche Weise Gottheiten mit der Spezialität des Regenspendens entstehen können, schildert uns Bastian in einem andern Beispiel. Als dem König Manti-Bussa in Tumba ein Kind mit unglückverheißenden Merkmalen geboren wurde und Dürre eintrat, vertrieb man ihn in das Land der Mussoronghi. Nun traf es sich, daß es dort regnete, während in der Heimath die Trockenheit fortdauerte. Da ruft das Volk den König sammt dem Kinde zurück, und wirklich fällt nun auch hier Regen. Singa, so hieß der Knabe, starb frühzeitig, inspirirt aber seitdem den nach ihm sich nennenden „Priester Singa“ in Tumba und ist auf dem Wege, ein „Regengott“ zu werden, wenn er es nicht schon ist.

Etwas anders, als die westafrikanischen Gangesverfahren die Australier beim Regen, ander, wie eine Mittheilung von G. Gressfrah zeigt. Australien wird, zumal in seinem Innern, durch anhaltende Dürre häufig heimgeheuchet. Die Eingeborenen des zentralen Macdonnell-Gebirges wähen, daß diese Dürren durch einen Regenteufel, welcher die Feuchtigkeit des Erdbodens aufleckt, beibirt werden. Sie schiden dann ihren Regenmacher aus, diesen Dämon einzufangen. Um sich dabei geräuschlos an ihn heranzuleichen zu können, legt der Zauberer ein Paar weiche Federschuhe an. Nach glücklichen Fang hat die Trockenheit ein Ende. Hier bezieht also die Kunst des Regenzaubers darin, einen bösen Dämon unschädlich zu machen, während es in Afrika vielmehr darauf ankommt, einen wohlwollenden Geist zu gewinnen. —

H. T.

Du trägst sehr leicht, wenn Du nichts hast;  
Aber Reichthum ist eine leichtere Last.

Goethe.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!